

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

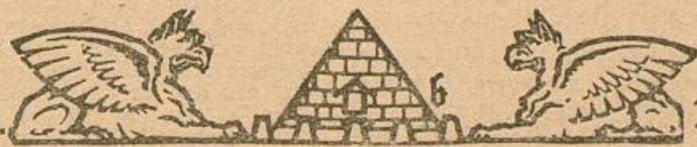
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

12.3.1922 (No. 11)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 11



12. März 1922

W. E. D e s t e r i n g / W i l h e l m W e i g a n d.

Die Entwicklung unserer Großstädte hat es mit sich gebracht, daß sie auch auf den Gebieten der Kunst und Literatur eine Vormachtstellung einnehmen. Allerdings reicht diese nur soweit, als die jeweiligen Modeströmungen in Frage kommen, die sich im Gegensatz zur bisher üblichen Weise entwickeln. Eine Kunstrevolution hebt neue Götter auf den Schilb, nachdem sie die alten gestürzt hat. So meint sie wenigstens, und so sieht es auch unter dem Gesichtswinkel des Tages aus. Aber aus der Entfernung betrachtet bietet die Lage ein anderes Bild. Da geht der alte Strom der Gesetzmäßigkeit seinen Gang ruhig weiter und nimmt ungestört da und dort die kleinen heftigen Viehbäche und Nebenflüssen der zeitgemäßen Verbindung in seine Fluten auf. Die alten Formen werden nicht zertrümmert, sondern höchstens bereichert. Doch bringt es das äußerliche Nachahmertum dieser Großen und Normgebenden mit sich, daß ihm entgegen von Zeit zu Zeit eine Reaktion einsetzt. Diese bemächtigt sich der neuen Inhalte des Tages und fügt sie dem Stoffkreis der Dichtung zu. In der Ueberhöhung der Nähe wird da leicht von einer neuen Literaturblüte gesprochen und das Frühere im Ueberchwang der Begeisterung zum alten Eisen geworfen. So sahen wir es in den neunziger Jahren mit der Kriegserklärung des Naturalismus, der die neuen Einsichten der Naturwissenschaften aufnahm und damit eine neue Dichtkunst heraufzuführen meinte, so sahen wir es kürzlich mit dem Expressionismus, der an Stelle der kühlen und beschreibenden Dichtung den Schrei der Seele und des Blutes setzen will. Aber mit der Aneinanderfügung photographisch getreuer Außendinge und wissenschaftlich einwandfreier Psychologie und Pathologie allein läßt sich so wenig eine große Dichtung bestreiten wie mit der ekklatischen Geste und der jähren Blut der Neugotiker. (Womit nicht bestritten wird, daß wir diesen Strömungen einzelne charakteristische und schöne Werke verdanken.) Bezeichnend aber ist die zu Anfang angedeutete Tatsache, daß es der Boden der Großstadt ist, der solche Bestrebungen nährt und mit der Zugkraft des Schlagwortes Gleichgesinnte um sich sammelt, die nun eine zeitlang im Vordergrund des Interesses stehen. Berlin gibt die Lösung aus und sucht die Literatur zu monopolisieren, wie Paris dies für Frankreich seit Jahrhunderten tut, wo keiner durchdringt, den Paris nicht anerkennt. Aber Berlin ist nicht die Hauptstadt Deutschlands, dessen Kraft von jeher in seinen Stämmen und Landschaften gelegen hat. Und so wird trotz der jeweiligen Zeitdichtung die Tradition in den einzelnen Gauen weitergeführt und durch die Persönlichkeit bodenständiger Dichter bereichert. Hier wird nicht so leicht die Errungenschaft der Gegenwart überschätzt und ihr zuliebe alles bisher Erworbene geopfert. Aber es ist eine Folge dieser Zustände, daß immer ein Teil unserer Schriftsteller gewissermaßen nebensächlich bleibt, daß sie vom Lärm des Tages unberührt ihre Werke für einen kleinen Kreis schaffen und erst langsam die Anerkennung finden, die ihnen gebührt.

Zu diesen gehört auch Wilhelm Weigand, auf den in letzter Zeit die „Badische Bücherschau“ mehrfach hingewiesen hat.

Der Sechzigjährige (geb. 13. März 1862 zu Giffingheim bei Tauberbischofsheim) begann 1884 auf seinem eigentlichen Feld, nämlich dem der Erzählung, mit dem Roman „Die Fran-

kenthaler“ (jetzt im Inselverlag). Dann wandte er sich dem Drama zu und schrieb eine Reihe moderner Stücke und Renaissance-dramen (1899). Mehrere Gedichtsammlungen zeigten den feinen, nachdenklichen und auf reine Form haltenden Lyriker. Erst 1906 betrat er mit einer Sammlung von Novellen wieder das epische Gebiet, dem er seitdem treu geblieben ist. 1913 brachte der Inselverlag den Novellenzyklus „Der Ring“, der 1921 in zweiter und verbesserter Auflage bei Georg Müller in München (wo fast alle Weigandschen Werke verlegt sind) herauskam. Nun erschienen in rascher Folge die neueren Werke, welche teilweise einige der früheren neu aufnahmen und durch Umgruppierung zu einem frischen Ganzen machten, wie der humorvolle Novellenband „Weinland“ 1921, in dem die Bände „Der Messiaszüchter“ und „Michael Schönherz Liebesfrühling“ verschmolzen wurden; ferner die drei entzückenden Novellen „Frauenshub“ (1920), der große und bedeutende Roman „Die Pfiffelstele“ (1919) und als vorläufig letztes die Roman-Arabeske „Bunntun“ (1920), zu welcher der „Frauenshub“ und der letzte Teil des „Ring“ die Ueberleitung bilden.

All diesen Werken gemeinsam ist die kunstvoll und bewußt gepflegte Gabe der Erzählung und ein Humor, der in leichter Weise ironisch bestimmt ist, beides Resultate von Weigands Naturanlage und Entwicklungsgang.

„Weinland“ könnte über vielen seiner Werke stehen, und es wäre schließlich dasselbe wie „Frankenthal“. Weigand stammt aus Frankenland und dessen heitere, dem Leben genüßlich und tätig zugewandte Art ist in ihm lebendig. Das reiche Kulturerbe, das dort den Glanz vergangener Tage bewahrt, wurde ihm ein bereiteter Dolmetsch für die Geschichte der Heimat und zugleich eine Brücke in das Kunst- und Kulturleben Europas. Barock und Rokoko haben überall in fränkischen Kirchen, Kapellen, Torgittern, Brücken- und Nischenfiguren usw. Zeugen für den Kunstsinne, die handwerkliche Tüchtigkeit und das gemeinsame Stilempfinden einer ganzen Zeitperiode hinterlassen, die vom Frankreich der großen Könige bestimmt, und doch landschaftlich ganz bodenständig war, denn sie schloß sich organisch an die heimische Ueberlieferung an. Im Würzburg Teil Memenschneiders und in Nürnberg besitzt dies Franken außerdem das volle deutsche Gegengewicht gegen eine französische Ueberlegenheit.

All dies spiegelt sich klar und farbig in Weigands Novellen, es gibt ihnen das Heimatlische und Fränkische. Kulturempfinden lenkt seine Feder und bestimmt Inhalt und Form seiner Dichtung. Sie führt hinüber in das französische Rokoko, in das er gerne verweilt, weil dort die Gesellschaftskultur eine Blüte voll Farbe und Duft erlangte, die eine letzte Verfeinerung darstellte und darum zum jähren Wellen verurteilt war. Stofflich hat er sich gründlich in ferner Welt umgesehen. Seine Ausgabe des Montaigne, Saint-Simon, Mabelais usw. beweisen seine innere Zuneigung zum romanischen Kulturkreis, der dem Franken nicht durchaus Fremdes und Andersartiges ist, wie er ihm auch formal und Stofflich mancherlei vermittelt hat.

Weigand ist ein seltener Meister in der Kunst der Komposition. So reich sich seine Motive ausspannen, so mannigfaltig er Schicksale abrollen läßt, so fest weiß er alle Einzelheiten zu einer organischen Einheit zusammenzufügen, und kein Zug

bleibt nebensächlich oder unwesentlich. In den größeren Zyklen schlingt er Themen und Lebensläufe in geradegeradeter kunstvoller Weise ineinander, und zwar mit einer überlegenen, grazios wirkenden Leichtigkeit. Der Roman „Die Vöfelstetzel“ gibt dafür ein Beispiel. Die kluge und weltkundige Erziehungsgeschichte, wie der junge Freiherr Anselm von Vöfelstetzel von seiner verwitweten Mutter, seinem Onkel und letzten Endes vom Leben selber in die Schule genommen wird (sie ist aus einer früheren Novelle „Anselm der Dardheimer“ reif und lebensstark herausgewachsen), vereinigt mehrere Themen nebeneinander. Aber alle stehen in ganz bestimmter Beziehung zur Haupthandlung, so wie Säulen, Wände und Dach an einem guten Bau unlöslich zusammen gehören. Selbst die Geschichten und Aufzeichnungen des typisch fränkischen, überlegenen ironischen Onkels Clemens von Vöfelstetzel, die scheinbar auf Abwege führen und uns die Bekanntschaft mit dem Rom der deutschen Künstler und dem tragisch-humorigen Maler Schwimmel verschaffen, lenken zuguterletzt in die Haupthandlung ein. Die Schicksale, die sich abspielen, sind teilweise in sich geschlossene Novellen, wie z. B. das zehnte Kapitel, das die Geschichte des Urgroßvaters Christoph von Vöfelstetzel zu Wesselhausen bei Wertheim erzählt. Seiner kunstvollen Führung gelingt es wie spielend, die Handlung in geruhigem Zeitmaß bis zum guten Ende zu führen, aber auch da noch kurz vorher allerhand spannende verzögernde Hindernisse aufzutürmen und schließlich zu beseitigen.

Es ist ein reiches und mannigfaltiges Bild, das die „Vöfelstetzel“ bieten: München, Ammersee, Nürnberg, Schöpfer Grund und Rom geben den örtlichen Hintergrund. Weigand besitzt die Kunst, die Menschen und ihre Erlebnisse sich reich und geruhig entfalten zu lassen. Er charakterisiert sie von Grund aus und so leben wir ein feines, erhöhteres Leben mit ihnen. Es fehlt nicht an Tragik und nicht an Humor, nicht an Weisheit und nicht an Witz, nicht an Häßlichem, aber noch weniger an Schönem. Ja das Schöne ist recht eigentlich das Ziel von Weigands Kunst und der Inbegriff seiner Lebensbetrachtung. Für die Schönheit haben ihm Heimat und Fremde, Frankreich, Italien und die Inselwelt Griechenlands das Auge geschult und verfeinert.

Die Kunst der Malerei und Musik finden bei ihm ein reines Echo. Wie er z. B. in der Novelle „Sirene“ (aus „Frauensühn“) ein Bild von Watteau, wie er in der „Insel der Seligen“ (aus der Ring) griechische Schönheit beschreibt, wie er anderswo ein Konzert aufklingen läßt (Mozart oder einen der andern echten Meister), das alles stimmt in voller Harmonie zu seiner eigenen Weise. Zwar ist das Auge Weigands Hauptorgan, mit dem er die Welt erfährt; er gehört zu den optischen Künstlern. Daher die Bildhaftigkeit einzelner Situationen, die Klarheit seiner Gestalten und die Fülle und seltsame Pracht seiner Landschaften, in denen es von goldenem Licht wogt und sprüht. Daher die Fähigkeit, Erdachtes oder nur geistig Erlebtes zu sehen und sichtbar zu machen, wie all die kulturhistorischen Einzelheiten, die ihm alte Chroniken und Historien vermittelt haben, ob er nun mittelalterliche Vorgänge ersehen läßt (wie in „Das wiedergehende Lachen“), oder ob er in glänzend charakterisierter Weise ein läppiges Hofkloster schildert (Herr Grimod), oder in knappen Strichen den Kaiser Napoleon zum Leben erweckt (Haydie). Anekdoten aus dem Volksmund, aus Nabelsats, Münchhausen, den Schildbürger usw., finden gelegentlich Aufnahme und zeugen auch hier für Weigands Zusammenhang mit der Ueberlieferung.

Aber neben dem Auge ist das Gehör nicht verflümmert und so bringt Weigand etwa in den Geigenkapiteln des „Ring“ die anmutig erzählte Kulturgeschichte der Guarneri-Instrumente fesselnd und lehrreich zum Vortrag.

Was Weigand mit Aug und Ohr an Schönheit erfährt, häuft er auf seine Frauengestalten, die an geradem und schönem Baus des Leibes und der Seele wenig Jähresgleichen haben. Es sind Gestalten wie aus einem alten Meisterbild. Keine idealisierten Puppen, sondern kernhaft, gesund und voll echter frauenhafter Empfindung. „Hast du schon einmal gehört, daß man die holden Dinger früher Mannräuschlein nannte? Ein tiefinniges Wort...“ heißt es in „Die Vöfelstetzel“. Solche Mann-berauschende Wesen wie die Marie Voll-

rath (Frankenthaler), Hermine (Ring), Simberta (Vöfelstetzel), die das Leben anpocken und beglückend es dem Geliebten veredeln, sind ganz mit gesundem deutschem Wesen erfüllt und unangekränkt von der Hysterie und der nervösen Künstelei mit erotischem Einschlag unserer modernen Romanheldinnen. Daß sie nichts mit den rosaroten Lämmlein der Frauenzimmerliteratur zu tun haben, braucht nicht besonders nachgewiesen zu werden; und daß Weigand andererseits die Sünden des Blutes kennt, so gut wie irgend ein Moderner, zeigt er in den Gesellschaftsabschnitten, vor allem in den Schlusskapiteln von „Wunnihun“.

Die Kunst der Komposition, die wir bei „Die Vöfelstetzel“ schon bewundert haben, charakterisiert auch den Novellenkreis „Der Ring“, der ein ausgereiftes Erzählungswerk ist. Hier schließen sich ein Duzend Novellen der verschiedensten Inhalte zu einem Ganzen, das durch eine Rahmenerzählung zusammengehalten wird. Die einzelnen Geschichten, die aus bestimmten, die Haupterzählung fortführenden Anlässen mündlich vortragen werden, stehen irgendwie in Beziehung zum Grundthema, das sich in einem alten Familienring symbolisiert, dessen Lösung bis zum Schluss kunstvoll hinausgezögert wird. Bunt und mannigfaltig ist die Stoffwelt und ihr angepaßt die Art des Vortrags. Neben dem Ernst und der Tragik (Haydie) klingt viel Heiterkeit, auch Spott und Satire in den Geschichten. Hier wie auch sonst bei Weigand werden die Genüsse des Lebens nicht verachtet. Es wird viel gebedert, gelacht und geliebt. Immer reichen die Grazien die Schalen, ob Speise und Trank für den Körper oder Weisheit für den Geist kredenzt wird. Stofflich schwingt sich der Zyklus vom Mittelalter über das Aufklärungszeitalter hinweg bis in unsere Tage, die in der Münchener Satire und in der Rahmenerzählung vielseitig dargestellt werden.

Ueberhaupt ist München, wo Weigand nun schon ein Menschenalter lang lebt, neben dem fränkischen Boden Heimat vieler seiner Menschen und Schauplatz zahlreicher Ereignisse seiner Erzählungen geworden. Sein letzter Roman „Wunnihun“ ist ganz der schönen Hauptstadt gewidmet; das Wonneheim ist nichts anderes als Wunnihun, d. h. München, das in all seiner Vielseitigkeit dargestellt wird. Besonders über der Hauptgestalt, dem Regierungsrat Scherzgeiger und seinem unglücklichen Liebesherbst liegt der Weigandische Humor, jene graziose Ironie, die nichts allzu wichtig nimmt, weil sie mit der Resignation verschmilzt ist, die das Leben kennt. Der Humor, der mit stärkerer Betonung in den „Frankenthalern“ und in „Weinland“ einige ergötliche Spitzwegische Geschichten vortragen hat, ist jugendlicher und weniger beschränkt.

Zu Beginn von „Weinland“ heißt es: „Niemand verstehe mehr die Kunst, eine Anekdote der Begebenheit mit himmlischem Behagen vorzubringen und die Zuhörer auch auf zufälligen Nebenwegen festzuhalten, auf denen man oft, ohne es zu wollen, zu den schönsten Aussichtspunkten und Paradiesen der Welt gelange“. Und es geht dann weiter: „Wir haben keine Zeit, um diese Kunst zu üben, und vielleicht auch kein Publikum, das sie nach Gebühr zu schätzen wüßte“. Hier tritt etwas von Weigands künstlerischem Programm zutage, dem er mit aller Inbrunst nachstrebt. Auch der Aufbau im „Wunnihun“, wo die vielfachen Schicksale sich am Schluss entladen, zeigt seine sichere Kunst. Man sieht auch, wie notwendig dem Künstler zum Gebilden seiner Kunst die in gewissem Sinne mißschaffende Anteilnahme des Lesers oder Zuhörers ist. „Unsere tiefsten Bücher sind Weisheit: nicht was wir erleben, sondern wie wir es erleben, bestimmt ihren Wert.“ So geben sich Weigands Werke, die mit Ammut und Geist geschrieben sind, keineswegs als leichte Ausfüllung für eine leere Stunde. Sie sind wie alle reifen Werke nicht zur billigen Unterhaltung geschrieben (obwohl sie auch unterhaltend sind), sondern sie geben auf den ganzen Menschen, weil sie von einem ganzen Menschen kommen. Und wenn ihnen vielleicht die rohe Kraft der Leidenschaft, das läche Tempo eines Stürmers und Drängers und die Nervosität der Neuromantiker abgehen, so bringen sie dafür heiteren Sinn, Schönheit, Gelassenheit und Weisheit. Sie wenden sich an das verständige und kulturvolle „Publikum, das sie nach Gebühr zu schätzen weiß“.

Karl Hofmann / Giffingheim.

Der Ort, an dem vor sechs Jahrzehnten Wilhelm Weigand das Licht der Welt erblickte, ist das Pfarrdorf Giffingheim im badischen Frankenland, das heute zu dem Amtsbezirk Tauberbischofsheim zählt. Es liegt in der Nähe der Einmündung eines Nebenbaches des nach Norden geöffneten Talgrundes des Wehmbachs, der sich bei der alten Stadt des Bonifatius und der Bioba, bei Tauberbischofsheim in die Tauber ergießt. Das Dorf ist eine altfränkische Siedlung, die allem Anschein nach schon bald nach oder sogar vielleicht unmittelbar bei der Besitznahme des Landes durch die Franken noch zu Ende des 6. Jahrhunderts entstanden ist. Der Name des Dorfes bedeutet so viel wie „Heim des Gizing“ und wurde im Laufe der Jahrhunderte verschiedenartig geschrieben: im Jahre 1197 wird er erstmals urkundlich erwähnt und lautet dort, wie auch

1298 abermals Giffinkeim, 1303 Giffenheim, 1395 Giffikeim, 1601 Giffingheim und endlich 1729 Giffingheim. Es liegt etwa 270 Meter über dem Meere und zählt heute gegen 900 Einwohner.

In der ältesten Zeit, in der das Dorf Erwähnung findet, war es ein Bestandteil der alten Herrschaft der Edelherren (Grafen) von Vörsberg. Durch Heirat aber wurden schon im 12. Jahrhundert auch die Herren von Dürn (heute Wallbüren) Mitbesitzer des Ortes. Allein Robert von Dürn übergab im Jahre 1197, als er im Begriff stand, nach Apulien abzureisen, dem Kloster Amorbach sein Giffingheimer Gut. Und ein Jahrhundert später kam durch Heirat ein weiterer Teil des Dorfes in den Besitz der Grafen von Wertheim; allein diese verkauften ihn wieder im Jahre 1301 an das Kloster Bronnbach an der Tauber. Im nämlichen Jahre ging auch der Teil Konrads

von Boxberg (es war der Letzte seines Geschlechts und mit einer Gräfin von Wertheim verheiratet) an dieses Kloster über. So war zu Beginn des 14. Jahrhunderts der größte Teil des Dorfes Klosterbesitz, mit Ausnahme des Rechtes des Pfarrsahes, das sich die Grafen von Wertheim vorbehalten hatten. Der noch freigebliebene Teil des Dorfes und die eigentliche Grundherrschaft findet sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts bei der Familie der Ritter von Niedern, die dann im Jahre 1558 mit Alexander von Niedern ausstarben.

Seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts war die Familie der Echter von Mespelbrunn aus dem Speßart im Besitz des Ortes. Es ist die nämliche Familie, der Julius Echter von Mespelbrunn, der berühmteste Bischof von Würzburg, angehörte. Durch die Heirat der Maria Susanna Echter mit Johann Hermann von Wettendorf in Eubigheim ging die Grundherrschaft 1699 an diese Familie und endlich 1702 an das Geschlecht des Freiherrn von Wettendorf in Eubigheim über. Nachdem im Jahre 1806 das Dorf an Baden gefallen war, verkauften die von Wettendorf 1840 ihr Schloß zu Giffenheim samt allen Gütern.

Auch aus der kirchlichen Geschichte Giffenheims ist manches recht bemerkenswert. Schon im Jahre 1298 wird ein Geistlicher urkundlich dort genannt, der wohl der nämliche ist, der 1301 als „Conradus plebanus in Giffenheim“ erwähnt wird.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war in Giffenheim von den Grafen von Wertheim auf Grund des Rechtes des Pfarrsahes auch die Reformation eingeführt worden. Vom Jahre 1553 steht urkundlich fest, daß ein Wertheimer Amtmann einen evangelischen Pfarrer in dem Dorfe einsetzte; er hieß Kaspar Schmitt und starb im Jahre 1567. Sein Nachfolger wurde im nämlichen Jahre noch Viktorius Rübener aus Mühlhausen. Ueber die Amtskätigkeit dieses Geistlichen ist eine Einzelheit bekannt: Im Jahre 1585 hat ihn in dem benachbarten Tauberhofsheim eine Wirtsfrau um Spendung des heiligen Abendmahls in beiderlei Gestalt. Der 63 Jahre alte Rübener gewährte die Bitte. Als er aber zum nächsten Jahrmarkt nach Tauberhofsheim kam, wurde er deswegen verhaftet und nach Würzburg in das Gefängnis abgeführt. Erst auf die Vorstellung des Grafen von Wertheim bei dem Würzburger Bischof und auf die Drohung von seiten Wertheims, man werde gegen die katholischen Priester ebenso verfahren, entließ man Rübener wieder aus der Haft. Der Wirt aber aus Tauberhofsheim, dessen Frau der evangelische Geistliche das Abendmahl gereicht hatte, wurde um die hohe Summe von 20 Reichsthalern gestraft. Im Jahre 1588 erhielt Rübener seinen Sohn Johann Georg Rübener als Gehilfen im Pfarramt. Als der Vater im Jahre 1596 starb, erhielt der Sohn die Pfarre. Allein schon 1612 wurde er gewaltsam auf Anordnung des Bischofs Julius (geb. Echter von Mespelbrunn) aus seinem Amte entfernt, oder wie ein gleichzeitiger Bericht sagt „abgeschafft“.

Als bald ließ der Bischof einen katholischen Priester einsetzen und die Einwohner wieder dem katholischen Bekenntnis zuführen. Die bereits vorhandenen evangelischen Kirchen-

bücher (Tauf-, Trau- und Totenregister) wurden entfernt, um auch so jede Spur der evangelischen Lehre zu vertilgen; noch im gleichen Jahre begann man mit der Anlegung des katholischen Kirchenbuches, das heute noch vorhanden ist.

Während des 30jährigen Krieges im Januar 1633 wurde abermals durch den evangelischen Kirchenherrn, den Grafen von Wertheim, ein evangelischer Geistlicher in Giffenheim eingesetzt; es war Johann Philipp Neuf. Nach dessen Tod folgte im Mai 1634 Reinhard Beyford Meyer im Amt. Nachdem aber dieser nach der Schlacht bei Nördlingen im Oktober 1634 hatte fliehen müssen, kehrte wieder ein katholischer Priester nach Giffenheim zurück. Zwei Einträge im Totenbuch aus jener Zeit sind noch bemerkenswert. Der eine lautet: „Am 29. April 1632 ist begraben worden Kaspar Reinhard, so von Soldaten auf dem Ader erschossen.“ Der andere sagt: „Begraben am 25. Februar 1633 Ursula Schmidt, Tochter der gewesenen Gerichtsperson Klaus Schmidt, die von einem Soldaten mit dem Schwert durchbohrt.“ Seit dem 30jährigen Kriege blieb in Giffenheim das katholische Religionsbekenntnis bis auf den heutigen Tag bestehen. Doch läßt sich jetzt noch in Charakter und Denkart der Einwohner die ehemalige Herrschaft der Reformation deutlich erkennen.

Das Dorfbild Giffenheims ist einheitlich in sich geschlossen. Die jetzige Dorfkirche wurde in den Jahren 1839—1841 neu erbaut. Ihre unmittelbare Vorgängerin geht in das Jahr 1633 zurück, wo die alte romanische Kirche, die wohl die erste war, abgebrochen wurde; die beiden ersten Gotteshäuser standen auf dem sogenannten Kirchberg. In der Mitte des Dorfes steht auch noch die Engelskapelle, so genannt nach dem Altarbild, das den Schutzengel darstellt; sie wurde im Jahre 1712 von den Ortsherren von Wettendorf als Grabkapelle errichtet. In den kirchlichen Sinn der Dorfbewohner erinnern noch einige Bildsäule im Orte, bei denen das Bildwerk meist auf einer mit Weinlaub umwundenen Säule steht, wie dies in allen heutigen und früheren Nebbdörfern zu finden ist.

Auf dem Tanzberg, der sich eine Viertelstunde westlich vom Dorfe bis zu 350 Meter Höhe erhebt, lag ehemals die alte Burg. Ein anderes Schloß soll später auf dem heute noch so genannten Schloßberg in dem Gewann „Burken“ gestanden haben. Das ehemals von denen v. Wettendorf erbaute Schloß steht noch als Zeichen vergangener Grundherrlichkeit mitten im Dorf. Es ist ein lang gestreckter zweistöckiger Bau mit Mansardendach längs der Hauptstraße. Das Eingangstor liegt in der Mitte des Gebäudes mit dem Wettendorfschen Wappen. Im Innern ist eine Stuckdecke bemerkenswert mit dem ortsherrlichen Wappen und den Sinnbildern der vier Jahreszeiten, ein schwacher Abglanz der alten Barockherrlichkeit der Prachtschlösser jener Zeit.

Die Dorfbewohner sind eifrige Ackerbauer, die bis zum Ende vorigen Jahrhunderts sich auch teilweise auf den Weinbau verstanden. Auch Bienenzucht war im Dorfe beliebt, ein Zeichen der Arbeitsamkeit der Bewohner.

In dieser Umgebung, unter solchen Menschen wuchs Wilhelm Weigand heran.

Wilhelm Weigand / Fränkische Kleinstadt.

Mich überdämmert's wie ein heller Traum:
Der Tag, der ganz in fatterm Glanz geschwommen
Ist tief in eigenem Gesecht verklommen
Und zögert noch an sanfter Hügel Saum.

Im letzten Strahle steigt der Herde Rauch
Aus Abendshatten spüher Siebelmassen,
Und Mädchen gehen singend durch die Gassen
Berührt von wundersamem Liebeshauch.

In allen Höfen duftet es nach Wein,
Vom nahen Hügel tönt Geblök von Schafen
Und alle Brunnen rauschen wie verschlafen
Und alle Gärten dämmern dunkelnd ein.

Und breit und voll schwimmt dort der Mond hervor
Und giebt sein Silber in des Marktbrunn's Becken,
Aus dessen Tiefen — seliges Erschrecken —
Zwei Häupter glänzen, mondunsaumt, empor.

Wilhelm Weigand / Aus dem „Ring“. Ein Novellenkreis.

Der Schmied Schwepfinger von der Wöpsinger Höhe, nicht weit von dem berühmten Wallfahrtsorte Dürren, erzählt aus seiner Lebensgeschichte:

„Als der schimpfliche Malermeister Gersthuber eines Tages meine Zeichnung bemerkte, die ich zur Ergänzung des Gitters gemacht hatte, wurde er nachdenklich und sagte endlich: „Du bist eigentlich zu etwas Besserem geboren, als zu einem Dorfschmied. Wenn du willst, nehme ich dich mit nach München. Du kannst ein tüchtiger Dekorationsmaler werden.“ Der Gedanke, das ererbte Handwerk aufzugeben, wollte mir nun gar nicht eingehen; aber die Aussicht, fort in die Welt und in eine berühmte Stadt zu kommen, war doch zu verlockend, und als endlich mein Gitter aufgestellt und vergoldet war, ließ ich mich von dem „Professor“, wie die Gesellen ihren Brotgeber nannten, einfangen. Der blaue Grund der Kirchenwölbung, auf dem nun eine Unmasse der goldbeuten Sterne blinkte, stand mir auch gewaltig ins Auge, und so zog ich denn mit dem Herrn Gersthuber und seiner Junge nach München.

Hier merkte ich, in welchen Betrieb ich durch einen Zufall

geraten war: unser Professor besaß einen kleinen Betrieb als Erneuerer verblakter Kirchenherrlichkeit, und es verging keine Zeit, ohne daß er von irgend einer katholischen oder protestantischen Pfarrei den Auftrag erhielt, irgendeine alte Kirche oder eine Sakristei neu anzustreichen und herzurichten. Er unterhielt ein halbes Heer geschulter Arbeiter, die er wie ein Feldherr aus einer Gegend in die andere schickte, und es waren die merkwürdigsten Kostgänger Gottes darunter: verunglückte Kunstmaler, die durch das Auffrischen alter „Schinken“, wie sie sagten, ein bißel Geld verdienten, Anstreicher und bessere Dekorationsmaler, Holzbildhauer und gewöhnliche Maurer. Die meisten waren ganz junge Leute, die es in diesem Betrieb nicht lange aushielten, sondern aufrissen, sobald es ging. Ich habe als Kirchenmaler ein paar Nester bei Passau kennen gelernt, muß aber gestehen, daß wir Malburschen in den Ortschaften nicht sonderlich beliebt waren, weil die meisten nur an Saufereien und Mädchen dachten, wenn der Feierabend da war.

Wenn es in den Kirchen des Landes nichts zu tun gab,

wurde unsere Schar zum Tünchen und Ausschmücken von Münchener Häusern verwandt: unsere Kunstmalerei schmissen alle möglichen Ansichten, altdeutsch oder Nofoko, an die Wände und Decken der Neubauten, die damals wie Pilze aus der Erde schossen, während die Auftrager, zu denen auch ich eine Zeitlang zählte, als gewöhnliche Anstreicher verwandt wurden. Der Professor selbst rührte niemals einen Pinsel an, sondern ging mit einem wahren Lammsgesicht unter seinen Maßflaven auf und ab, wobei er in einem fort jammerte, er sehe kein Geld zu, um uns Nichtsnutze zu ernähren. Dieses Duldergesicht blieb sich immer gleich, obwohl ich mit der Zeit zwei Schattierungen auf diesen Engelszügen entdeckte: wenn er mit einem Konfistorialrat oder mit einem Pastor sprach, bekam es etwas Lutherisches, das heißt, es wurde strenger, während es sich aufhellte, falls ein gut genährter Prälat oder ein jovialer Landpfarrer mit einem Plan daherkam und einen Kostenvoranschlag verlangte. Ich will mit der Erwähnung der beiden Religionsgesichter gar nichts für oder gegen die beiden Religionen gesagt haben, sondern nur andeuten, daß unser Professor ein frommes Gesicht gründlich verstand und keine Rücksichten kannte, auch wenn es sich um die Zerstörung des schönsten Kircheninnern handelte.

Die meisten meiner Kameraden, die mit mir die Wände der gottverlassenen Neubauten bestreichen, waren Sozialdemokraten, und ich lernte von ihnen durch einfaches Zuhören die Ziele und Hoffnungen der Arbeiterbewegung gründlich kennen; aber ich war nie dazu zu bewegen, mich ihnen anzuschließen, obwohl sie mir den Himmel in Aussicht stellten und auch gleich die gegenwärtige Weltölle daneben malten. War es nun mein altes Bauernblut oder das Schwepfinger Gefühl, daß ich das Recht auf eine Extrawurst hätte, mir wollte diese Gleichheitsmacherei absolut nicht behagen. Diese ganze Bewegung paßt meiner Meinung nach für solche, die nichts haben als ihren Arm, aber nicht für Menschen, in denen das Bewußtsein rumort, daß sie anders sind wie die andern. Dieses Bewußtsein war in mir gar nicht umzubringen, und obwohl ich zur gleichen öden Anstreichererei verdammt war wie meine Mitsklaven, wäre es mir doch nie eingefallen, sie als meinesgleichen anzuerkennen. Trotz meiner Jugend lebte ich als ein ganz gesalzener Eigenbrödlar in den Tag hinein. Ich hatte, von meiner fränkischen Heimat her, eine gründliche Abneigung gegen das Bier mitgebracht und sah an Sonntagen lieber in meinem winzigen Dachkammerchen in der Sendlingerstraße, als mit meinen Altersgenossen oder mit Mädchen herumzutreiben. Ich will aber nicht leugnen, daß an dieser Zurückhaltung vielleicht mein Wuchs schuld war: überall, wo ich in einen Kreis von Lustigmachern kam, machten sie mich kleinen Mann zur Zielscheibe ihres Witzes, und da ich von der Wichtigkeit meiner Person ebensowohl durchdrungen war wie der Leibzwerg eines Kaisers, nahm ich diese Aufzueherer fürchtbar übel. Ich sing regelmäßig Händel mit den Ufern an und kam auch ein paarmal mit der Polizei in Berührung, als ich die Verleger meiner Schwepfinger Manneßehre auf der Straße überfiel und durchwalkte. Ich war damals noch nicht der Humorist, den das Heilandsbewußtsein, auf das ich gleich kommen werde, später in mir großzog und mit ausgesuchten Witzlein, mit Kröcklein und Schlanglein aus der Weltküche fütterte.

Da ich von Natur aus nicht wenig neugierig bin, beschloß ich, dem Wesen der neuen Glaubensgenossen gründlich auf den Grund zu kommen und die Arbeiter im Weinberge des Herrn nebst ihrem Herrn und Meister auch einmal an einem schönen Werktag zu befehlen.

Ich ließ aber zwei gute Wochen verstreichen, ehe ich meinen Plan zur Ausführung brachte und in der Scheune vorsprach: da fand ich den Meister inmitten der Scheune auf einem rot-samtigen schabigen Sofa liegend und rund um ihn her die Schar der werktätigen Jünger bei der Arbeit sitzend: ein pausbäckiger Jüngling knietete an einer Vase herum; der Lieblingsjünger Fideles saß vor einer Leinwand, auf der nackte Kinder in der Luft einen Reigen schlangen; der alte Schullehrer, der, seiner Sprache nach, aus Sachsen stammte, schrieb mit Eifer in einem blauen Hefte. Der Meister widmete diesem Tun scheinbar keine Aufmerksamkeit, sondern blickte mit verzücktem Auge unaufhörlich an die Decke, wo ein Duzend Schwalbennester an den braunen Balken klebten und hungrige Schwälblein piepsten, und nur von Zeit zu Zeit streckte er wie ein Magier die Hand gegen seine Schüler aus, als ob er sie mitsamt dem Weltkreis segnen wollte. Den Zweck dieser feierlichen Handbewegungen sollte ich erst später erfahren: der Meister teilte nämlich damit den göttlichen Atem oder das himmlische Fluidum an seine Jünger aus, die somit nicht als werktätige Persönlichkeiten, sondern nur als Vollstrecker und Werkzeuge seines Geistes vor ihm saßen. Auf diese Weise brachte es der Prophet fertig, zugleich Maler, Döpfer und Schriftsteller zu sein, und keiner der Jünger erhob Einspruch, wenn der Meister zuletzt seinen eigenen Namen unter das fertige Werklein setzte und es, ohne lange zu fackeln, in den Handel brachte. Als die Schöpferstunde zu Ende ging, wurde auch ich nach meinen Fähigkeiten ausgefragt, und da ich verlaunten ließ, ich sei von Haus aus eigentlich Schmied, nahm mich der Meister auf die

Seite und fragte, ob ich vielleicht den Niegel des Tempeltors aus der atlantischen „Stadt der goldenen Tore“ machen könne, wenn er mir eine Zeichnung liefere. Er krügelte auch etwas mit einem schlechten Bleistift aufs Papier, das ich sofort in meiner Weise ergänzte, worauf der Meister mir erklärte, wenn ich so fortjahre, könne ich auch bald Formen aus einer höheren Daseinsebene ablesen. Dann gingen wir ohne Verzug zu dem alten Brunnhuber in die Dorfschmiede, wo ich auf der Stelle den Tempelniegel machen mußte, mit dem die Werkstätte „Humanitas“, die nur mit einem Holzbalken versehen war, verschlossen werden sollte. Ich muß ein kleines Kunstwerklein zustandegebracht haben; denn der Meister legte seine Hand wie segnend auf meinen Schwepfingerischen Dickschädel und blickte mir lange feierlich in die Augen, als ob er vorhabe, ein Geheimnis herauszufischen.

Auch die liebe Bruderschaft, die sich bewundernd um den Meister scharte, sollte ich bald darauf, als ein Streik unter uns Stubenmalern ausbrach, näher kennen lernen. Da mußte ich aber zugestehen, daß die Scheuer in Oberföhring wirklich den Mittelpunkt einer merkwürdigen Welt bildete, von der die Zeitungen und ihre Leser keine Ahnung hatten. Da war ein ewiges Kommen und Gehen; alle Augenblicke erschien ein anderer langhaariger Apostel und Kohlrabifresser in dem Kreise und brachte die Heilsbotschaft nebst Grüßen aus einer andern Gegend, wo irgendein Bruder unter den Fleischfressern lebte. Ein Teil dieser Bruderschaft schien immer auf der Walze zu sein: von Neapel bis Kopenhagen waren sie unaufhörlich in Bewegung, einer sandte sie getreulich dem andern zu, und ohne zu murren litt die ganze Nase Hunger und Durst, Hitze und Kälte. Wenn sie aber wußten, daß ein Bruder Geld in der Tasche hatte, erschien einer nach dem andern mit seinem Heilandslächeln, um eine Liebesgabe zu heischen. Ich selbst war solchen Anbettelungen ausgesetzt, als ich gelegentlich ein Behnmarkstück sehen ließ; ich muß jedoch gestehen, daß die meisten immer ganz bescheiden waren und nie mehr verlangten als nötig war, um aus einem heimlichen Glaubensparadieschen in ein anderes zu wischen. Eine Ausnahme machte nur der Meister selbst: der kam mir allmählich vor wie eine Spinne, die in einem festgesponnenen Netz saß und auf alle Dinge achtgab, die in die Nähe der Falle gelangten: wenn eine fette Mücke auftauchte, marschierte er langsam auf den fetten Brocken zu und wickelte ihn sofort mit seinen Heilslehren und Wahrheiten ein, um ihn dann gelegentlich mit Appetit zu verspeisen. Zu seinen Lehren gehörte auch, daß der Mensch, vom Weibe geboren, einmal im Monat über die Schnur hauen müsse, und diese Seelenbücherei — so heißt doch das Wort? — befolgte er mit einer geradezu rührenden Treue gegen seine eigene Propheienherrlichkeit. An solchen Tagen war die Werkstatt für Besucher geschlossen; aber die Tafel im dämmerigen Hintergrund bog sich unter der Last der guten Vederbissen, der Zungen, Enten, Gänsebrüste, Sardinen, Schaumweine und Liköre. Da er keine Köchin besaß und zu faul war, um selbst ein Gericht zu kochen, mußte er sich an solchen Festtagen mit kalter Küche begnügen, die auf ganz geheimnisvollen Pfaden nach Föhring gebracht wurde. Die Eingeweihten höheren Grades zogen zwar das Maul schief, wenn sie den Duft der Speisen durch das geschlossene Scheunentor hindurchwitterten; denn da sie nicht rauchten, besaßen sie alle höchst verfeinerte Geruchsorgane, denen kein üppiges Mücklein entging. Doch der Meister wußte auch diesen Gelagen den Schein höherer Bedeutung zu geben, indem er erklärte, der Mensch dürfe seine Tierheit nie vergessen und müsse der Bestie hie und da die Zügel lockern, damit sie den höheren Menschen nicht in einer unbewachten Stunde überfalle, und es gäbe eine höhere Unschuld, wo der Geist nichts mehr von dem weiß, was der Leib tut, und dieser Zustand sei nur wenigen erreichbar. Ich konnte keinen Anspruch erheben, schon zu diesen Höhen Zutritt zu erhalten, und sah als grober Stubenmaler und Tempelschmied diesem Wesen mit einer Neugierde zu, die mir viel besser behagte, als die bruderschaftliche Kohlrabifische. Im übrigen bekam ich genug zu tun; nachdem der Meister gesehen hatte, daß ich etwas konnte und zu brauchen war, brachte er mir eines Tages einen Auktionskatalog, in dem herrliche Schmiedearbeiten abgebildet waren, und fragte mich, ob ich dieses oder jenes Beschlag machen könne. Ich nahm das Heft mit und machte am andern Tage in der Oberföhringer Schmiede ein kleines Türbeschlag, das dem Meister so gefiel, daß er sofort den Drang fühlte, es einem reichen Glaubensgenossen zu zeigen, der an Sonntagen hie und da in der Werkstatt „Humanitas“ vorsprach. Ich bekam es nie mehr zu Gesicht; aber ich wurde wieder ein Schmied; denn als der alte Brunnhuber in Föhring merkte, daß ich ganz andere Dinge verstand, als einen Bauerngaul vor einem Biegelwagen zu beschlagen, stellte er mich als Gesellen ein, und ich vergaß von heute auf morgen, daß ich noch vor kurzem Anstreicher gewesen war, wie man etwas vergißt, das nicht zu unserm Wesen gehört. Ich arbeitete wie ein ruhiger Teufel und bekam sogar, wie ich nicht verschweigen darf, für die Sachen, die ich in meinen Mußestunden für den Meister fertigte, etwas Geld in die Tasche; denn da der Schlammeier alle meine Arbeiten an sichere Leute brachte, hielt er es offenbar für vorteilhaft, mir hie und da auch etwas Amudes in die Hand zu drücken.